



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Herr Liebknecht in Frankreich. Unter den sozialdemokratischen Führern, die noch am beharrlichsten teils aus alter Neigung, teils aus parteitaktischen, agitatorischen Rücksichten daran festhalten, ihre sachlich im allgemeinen ganz ruhigen und keineswegs vaterlandsfeindlichen Gedanken mit einem Schwall revolutionärer und internationaler Phrasen zu verbrämen, steht Herr Liebknecht in erster Reihe. Kein Wunder, wenn die Philister und ihre Presse, die schon die bloßen Worte „Revolution“ und „Internationalität“ in eine solche sittliche Entrüstung versetzen, daß sie gar nicht darüber wegzukommen und auf den Inhalt gar nicht weiter einzugehen vermögen, in ihm nichts weiteres sehen als den bluttriefenden, roten Revolutionär!

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, diese Art der Beurteilung der Sozialdemokratie, die an der äußern Form ihrer Anschauungen haften bleibt, ohne auf den allerdings häufig recht versteckten Inhalt einzugehen, aufs entschiedenste zu bekämpfen, denn wir sind der Überzeugung, daß nichts so gefährlich sei, nichts eine gedeihliche und fruchtbare Auseinandersetzung so erschwere, wie diese äußerliche Betrachtungsweise, die zum Kern der Sache gar nicht vordringt, sondern nur Phrasen mit Gegenphrasen bekämpft. Der Sozialdemokratie ihr revolutionäres Kleid, aus dem sie nach ihrer ganzen Entwicklung noch nicht recht herauskommen kann und mag, vom Leibe zu reißen und zu zeigen, wie sich ihre Gedanken schon jetzt in einer Richtung bewegen, die von der Richtung unsrer Gedanken nicht sonderlich abweicht, das scheint uns besser und fruchtbarer, als ausschließlich mit einem großen Aufwand von Entrüstung die äußere Hülle jener Gedanken zu bekämpfen, die in demselben Maße für die Sozialdemokratie selbst an Bedeutung abnehmen wird, wie wir uns daran gewöhnen, sie nicht ernst zu nehmen.

Wenn man von diesem Standpunkte aus das jüngste Auftreten des Herrn Liebknecht in Frankreich und namentlich in Marseille betrachtet, wenn man sich erst durch den Wust für den Geschmack französischer Gemüter noch ganz besonders zu rechtfertigter revolutionärer und namentlich internationaler Redensarten durchgewunden hat und bis zum Kern dessen vorgedrungen ist, was er über die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu ihrem deutschen Vaterlande und zur Frage der Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich gesagt hat, so hat man keine besondere Ursache, Herrn Liebknecht für das, was er en pleine France zu sagen gewagt hat, zu zürnen. Im Gegenteil, man kann sagen, daß er sich um sein Vaterland — so dürfen wir es ja wohl nennen, da er selbst sagt, er sei doch schließlich „ein klein wenig“ Deutscher — wohl verdient gemacht habe. Wenn man nämlich alle die revolutionären und internationalen, im übrigen aber zu nichts verpflichtenden Bruderklüffe abzieht, die Herr Liebknecht über den breiten Strom des zwischen Deutschland und Frankreich liegenden, nicht durch die Sozialdemokratie beider Länder verschuldeten Blutes den französischen Sozialdemokraten verabreicht hat, so bleibt für die Franzosen, die etwa noch gehofft haben sollten, die Sozialdemokratie im Falle eines Krieges gegen Deutschland an ihrer Seite zu finden, nichts als eine Absage übrig, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Das mit Rußland geschlossene Bündnis hat Herr Liebknecht mit der größten Schärfe gezeißelt und keinen Zweifel darüber gelassen, daß, wenn Rußland und

Frankreich — und das ist ja die nächstliegende Möglichkeit — gemeinschaftlich über uns herfallen sollten, jeder Deutsche — der Sozialdemokrat nicht ausgenommen — den Feind aus dem Lande schaffen helfen werde, ja er selbst werde in solchem Falle gesonnen sein, mit in den Kampf zu ziehen, um „unsre Kultur vor dieser Barbarei zu beschützen.“ Aber Herr Liebknecht ist weiter gegangen, er hat nicht nur diesen nächstliegenden Fall erörtert, bei dem ihm allerdings seine demokratische und daher dem despotischen Rußland feindliche Gesinnung die Entscheidung ebenso wie die Begründung der Entscheidung außerordentlich erleichtert hat, sondern er hat auch ganz im allgemeinen erklärt, daß wenn Frankreich — ob mit oder ohne Rußland —, d. h. also selbst wenn das republikanische Frankreich allein den Versuch unternehmen sollte, Elsaß-Lothringen mit Waffengewalt von Deutschland wiederzuerobern, es ganz Deutschland in Waffen sich gegenüber finden werde. Ja noch weiter ist er gegangen. Er hat — in Übereinstimmung mit allen nationalen Kreisen — dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß an eine freiwillige und friedliche Abtretung von Elsaß-Lothringen nicht zu denken sei. Es gebe nur eine Möglichkeit, die „sogenannte“ — man beachte dieses Wort — elsass-lothringische Frage zu lösen, nämlich daß Frankreich sowohl wie Deutschland sich sozialistisch und demokratisch entwickle; dann — so sagt Herr Liebknecht — wird es keine elsass-lothringische Frage mehr geben, dann ist es vollständig gleichgiltig, wohin Elsaß-Lothringen gehört, dann leben alle Völker friedlich neben einander. Man sieht, wie Herr Liebknecht hier wieder, um seine Gedanken in dem bengalischen Feuer internationaler Anschauungsweise erscheinen zu lassen, denselben Kniff anwendet, den die sozialdemokratische Parteileitung auch sonst liebt: er zeigt in der Zukunft das internationale Ziel, dem er zustrebt, in der Praxis ist er aber national, so gut wie wir. Was Herr Liebknecht von der Zukunft erwartet, die, wie er hofft, sich in sozialistischer und demokratischer Weise in beiden Ländern „entwickeln“ wird — er setzt hier ausdrücklich eine Entwicklung, d. h. ein langjames organisches Zustreben zu diesem Ziele voraus —, das ist für die Gegenwart und die nächstliegende Zukunft, also für die Praxis, mit der wir allein zu rechnen haben, ganz gleichgiltig. Für diese kommt allein in Betracht, daß Herr Liebknecht mit uns darin übereinstimmt, daß auch er zur Zeit keine freiwillige Herausgabe von Elsaß-Lothringen und keine andre Verständigung über die „sogenannte“ elsass-lothringische Frage kennt, als die Anerkennung des Frankfurter Friedensvertrags, und daß er diesen Friedensvertrag zusammen mit allen Vaterlandsfreunden gegen einen französischen Angriff zu verteidigen gesonnen ist. Daß er nebenbei Zukunftshoffnungen hegt auf ein sozialistisches und demokratisches allgemeines Weltreich, in dem nur eitel Glück und Friede herrschen wird, ehrt seine ideale Gesinnung, ist aber im übrigen für die praktische Politik so gleichgiltig wie nur möglich.

Herr Liebknecht freut sich, daß er den Franzosen einmal gründlich „den Star habe stechen können,“ und — in der That — er rühmt sich dessen mit vollem Rechte. Wir hatten große Befürchtungen, als gerade er nach Frankreich ging, um die französischen „Brüder“ zu begrüßen, und um — denn wir glauben bestimmt, daß auch dies der Zweck der Reise gewesen sei — Frankreich vor Illusionen in Bezug auf die Haltung der deutschen Sozialdemokratie zu warnen; aber wir bekennen offen, daß wir ihm Unrecht gethan haben. Er hat in der That den Franzosen den Star gestochen. Sie haben es begriffen, die Entrüstungskrufe der ganzen französischen nationalchauvinistischen Presse beweisen es, was er ihnen sagen wollte, und bis hinauf in die französischen Regierungskreise ist der Sinn seiner Reden wohl verstanden worden. Das zeigt sich namentlich mit Deutlichkeit in einer offi-

ziösen Äußerung des Temps, der in folgender drastischen und vom französischen Standpunkt aus zutreffenden Weise die Reise des Herrn Liebknecht durch Frankreich beurteilt: „Die französische Demokratie zu unterwühlen, ihr das Gift der Internationale einzupumpfen, ohne die Theorien dieser Internationale auf die deutschen Genossen anzuwenden, in Frankreich zum Bürgerkriege, der so wie so schon von allen Seiten droht, aufzureizen, Frankreich seine Bündnisse zu verleiden und gleichzeitig diese Bündnisse zu untergraben, das hat der deutsche sozialdemokratische Reiseapostel gethan, und das alles heißt nichts andres, als das von Bismarck vor einem Vierteljahrhundert begommene Werk der Vernichtung Frankreichs mit neuen Mitteln fortsetzen, und das alles hat man sich eine Woche hindurch ruhig gefallen lassen müssen!“

So beurteilte ein Franzose diese Reise, während sich in Deutschland ein Wehegeschrei über das angeblich vaterlandslose und unwürdige Verhalten des Herrn Liebknecht erhob!

Das Apostolikum. Wir dürfen wohl als bekannt voraussetzen, daß vor einigen Monaten ein württembergischer Geistlicher sein Amt verloren hat, weil er sich weigerte, hinfort das Apostolikum zu verlesen („der Fall Schrempff“); ebenso, daß vor einigen Wochen eine Abordnung von Studenten der Theologie zu Professor Harnack gekommen ist mit der Frage, ob er ihnen rate, mit andern preussischen Studenten der Theologie eine Petition an den evangelischen Oberkirchenrat zu richten um Entfernung des sogenannten Apostolikums aus der Verpflichtungsformel der Geistlichen und aus dem gottesdienstlichen Gebrauch, und daß Harnack ihnen — mit Erfolg! — davon abgeraten und seine ausführliche Begründung veröffentlicht hat (Christliche Welt Nr. 34, 768—70); ebenso, daß seit dieser Zeit in gewissen Blättern Sturm geläutet wird; endlich, daß Harnack soeben über das apostolische Glaubensbekenntnis einen geschichtlichen Bericht nebst einem Nachwort hat erscheinen lassen (bei Haack in Berlin; 41 Seiten).

Den wenigsten unsrer Leser werden die beiden Kundgebungen Harnacks im Wortlaut bekannt sein, ja wohl auch den wenigsten unter den verängstigten Gemütern, die tagtäglich in den klerikalen Zeitungen beider Konfessionen ihre Namen niederlegen, um sich gegen das „heillose Vorgehen Harnacks“ zu verwahren. Lassen wir diese! Es ist nicht unsers Amtes — sprechen wir mit Harnack —, die Frage zu erwägen, ob ein solches Treiben, wie es jetzt wieder wie auf Kommando entfesselt ist, in der evangelischen Kirche geduldet werden darf. Unsern Lesern aber möchten wir dringend raten, ehe sie sich in dieser Frage ein Urteil bilden, Harnacks Äußerungen in der Christlichen Welt nachzulesen und sich mit seiner kleinen Schrift genau bekannt zu machen. Sie werden daraus zweifellos ersehen, daß Harnack weder der Mann ist, noch sein will, sich an die Spitze eines Sturmlaufs gegen das Apostolikum zu stellen, daß er aber ganz der Mann ist, durch ruhige geschichtliche Betrachtung jedem Fanatismus die Spitze abzubreaken. „Heillos“ ist hier wie überall nur die Angst der Unwissenden und die Falschheit derer, die herrschsüchtig diese Angst ausbeuten möchten.

Militarismus und Schule. Im Septemberheft des Pädagogischen Archivs legt Direktor Steinbart in Duisburg seine Erfahrungen in Betreff der neuen Abschlußprüfung dar. Um diese Erfahrungen machen zu können, hat er, da die Prüfungsordnung erst zu Ostern 1893 in Kraft tritt, schon vergangne Ostern einen Versuch damit angestellt und bekennet sich als entschiednen Freund der neuen

Einrichtung, weil sie „im Interesse einer organischen Entwicklung unserer Schulen“ liege. Wir wissen nicht, was Herr Steinbart für eine Vorstellung von „organischer Entwicklung“ hat. Wenn man sich bei diesem bildlichen Ausdruck, wie doch offenbar auch der Herr Direktor thut, die Schule als lebendigen Körper denkt, so scheint uns ein gewaltfam hindurchgeführter Schnitt nichts weniger als organisch, sondern so mechanisch wie möglich zu sein. Von einer „organischen Entwicklung“ kann in diesem Falle überhaupt keine Rede sein; wohl aber wird das lebendige Wachstum des jugendlichen Geistes auf diese Weise empfindlich gestört. Das entgeht auch Herrn Steinbart keineswegs, denn er hat schon bei seinem vorläufigen Versuch beobachtet, daß sich infolge der Prüfung „eine Unruhe und zeitweilige Überlastung“ der Schüler einstelle.

Die neue Veranstaltung ist lediglich ein Ausfluß des Militarismus unserer Zeit, der, mag er im übrigen als Folge der obwaltenden politischen Lage und deshalb als notwendiges Übel hingenommen werden, hiermit auf ein Gebiet hinüberzudringen droht, auf dem er nur schädlich wirken kann. Man kann sich nach Maßgabe der militärischen Ausbildung auch bei der Schulerziehung keinen andern Abschluß denken, als den durch eine Art Paradestellung! Natürlich muß diese Auffassung dahin führen, daß der Unterricht, statt Lust und Liebe zur Arbeit und selbstthätigen wissenschaftlichen Sinn in der lernenden Jugend zu wecken, auf einen äußern Drill für die Prüfung hinzuwirken hat. Wer hierin die Aufgabe der Schule erblickt, der mag ja mit der Anordnung einverstanden sein. Andre ehrgeizige Direktoren haben sich nicht, wie Herr Steinbart, mit einer Prüfung zum Abschluß des sechsten Jahreskursums begnügt, sondern für jedes Jahr eine solche angelegt, von deren Ausfall dann das Aufsteigen in die folgende Klasse abhängig gemacht wird. So giebt es denn jetzt an den betreffenden Anstalten, ganz wie beim Militär, alle Jahre eine „Befähigung,“ und die armen Jungen kommen aus dem Einpacken für das nächste Examen gar nicht mehr heraus. Und das soll eine Erleichterung für sie sein! Man sollte nur einmal das Urteil der Eltern über die „Reformen“ hören, mit denen ihre Söhne beglückt worden sind!

Ein ehrendes Denkmal hat kürzlich die juristische Fakultät zu Göttingen sich selbst durch die dem dortigen Landgerichtspräsidenten Dr. W. Kroscher bei seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum überreichte Ansprache gesetzt. Ihre Worte, die dem Gefeierten ein schönes Zeugnis über sein Wirken aussprechen, sind so beherzigenswert, daß sie verdienen, für weitere Kreise bekannt gemacht zu werden. Das Kernstück der Ansprache lautete folgendermaßen: „In Ihnen verehren wir eine jener seltenen Naturen, denen die richterliche Thätigkeit nicht nur ein Akt des Verstandes, sondern auch eine Äußerung des Charakters ist, die in sich selbst, in der Lauterkeit und Furchtlosigkeit der eignen Seele den Maßstab finden für die Beurteilung von Gut und Schlecht, von Recht und Unrecht bei andern. Die gerade dem Hochbegabten naheliegende Gefahr, die Handhabung der Rechtspflege zu einem Spiele überlegnen Scharfsinns zu gestalten, wußten Sie zu vermeiden; ein lebendiges Rechtsgefühl hat Sie stets mit nie fehlender Sicherheit geleitet. Sie haben Ihre glänzende juristische Begabung, Ihr umfassendes Wissen, Ihre reiche Erfahrung stets nur in den Dienst wahrer Gerechtigkeit gestellt. Sie haben Ihren Beruf nicht als ein Geschäft betrachtet, dem gewisse Stunden des Tages gehören, sondern als ein heiliges Amt, das den ganzen Menschen in Anspruch nimmt; und wenn Sie sehen mußten, daß heutzutage der größte äußere Erfolg häufig der geschäftsgewandten Routine zu teil wird, so sind Sie unbeirrt Ihren Weg weiter gewandelt,

das Muster und Vorbild eines weisen und gerechten, eines wahrhaft »frummen und getruwen Richters,« wie ihn die alten Weistümer bezeichnet und die alten Nieder verherrlicht haben.“

Diese goldnen Worte, doppelt wertvoll in dem Munde von Männern, die berufen sind, die Jugend in das Heiligtum der Rechtskunde einzuführen, sollten unsern Richtern immerdar vor Augen schweben und sie bewegen, bei ihren Amtshandlungen, die so tief in das Wohl und Wehe der Staatsbürger eingreifen, vor allem mit dem Herzen, mit aufrichtiger Teilnahme bei der Sache zu sein. Nur sie, nicht Verstandesgrübelei und Spitzfindigkeit vermag in der Rechtspflege das Richtige zu treffen! Als ihr schlimmster Feind ist deshalb in obigen Worten die leidige „Routine“ gekennzeichnet, der Tod alles Rechts und aller Vernunft — die herzlose und oberflächliche Gleichgiltigkeit, die nur „Nummern abzarbeiten“ versteht und von der wunderbaren Verschiedenheit der Fälle, deren jeder seine eigne Behandlung verlangt, keine Ahnung hat — ein Fehler freilich, den man keineswegs in den Gerichtssälen allein findet, sondern dem unser Beamtentum, insbesondere wo es überbürdet ist, allgemein verfallen kann und leider nicht selten verfällt.

Die lebenswarme und lebensvolle Auffassung des Richteramtes, wie sie die Göttinger Ansprache erkennen läßt, ist eine wahre Freude; es weht darin etwas von dem Geiste eigner Erfahrung. Wirklich sind ja auch mehrere Mitglieder der Fakultät aus dem Richterstande hervorgegangen. Es wird auch hier wieder einmal deutlich bezeugt, daß nicht die Dienstvorschrift das Amt macht, sondern nur die Persönlichkeit dessen, dem es anvertraut ist, ihm Leben und Inhalt giebt und seinen wahren Wert zur Geltung zu bringen vermag.

Endlich — was noch als besonders erfreulich hervorgehoben sein soll — die sachkundige Anerkennung und Bedeutung des Richteramtes und seiner Vermittlungsstellung zwischen dem Volke und der Rechtsordnung gerade von Seiten der Rechtslehrer läßt hoffen, daß der kürzlich noch von dem Gießener Professor H. Frank in seinem Vortrage über „Naturrecht, geschichtliches Recht und soziales Recht“ wiederholte Wunsch einer Annäherung zwischen Lehrenden und Übenden in der Jurisprudenz mehr und mehr seiner Erfüllung entgegengehe!

**Wohlthätige Seifensieder.** In vielen Zeitungen war in den letzten Tagen folgender „Aufruf“ zu lesen, der es verdient, etwas niedriger gehängt zu werden:

„Ein Scherlein für Hamburg's und Altona's Notleidende. Aufruf an alle Konsumenten der (!) Doering's Seife mit der Gule.“

Groß ist die Zahl der Opfer, welche die Cholera in Hamburg und Altona gefordert, viel größer noch die Notlage, welche sie hervorgerufen. Tausende von Menschenleben hat der Tod hinweggerafft, Tausende sind Witwen und Waisen geworden, und abermals Tausende sind ohne Verdienst, sind arbeitslos. Der Winter mit seinen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten steht vor der Thür, Handel und Verkehr liegt gänzlich darnieder; ein Notstand von ungewöhnlicher Größe und Dauer macht sich immer mehr fühlbar. Diesem unverschuldeten Unglücke gegenüber kann nur ein Gedanke Platz greifen: Hilfe, rasche und werththätige Hilfe. Sind wir auch machtlos, die mörderische Epidemie zu bekämpfen, versuchen wir wenigstens das Elend zu lindern, das sie gebracht; ein jeder nach seinen Kräften!

In Ansehung dieses Notstandes und als Beisteuer eines Scherleins haben die Unterzeichneten (!) sich entschlossen, von jedem einzelnen Stücke ihrer (!) bekannten Doering's Seife mit der Gule, das wir (!) während des Monats Oktober absetzen,

und das über den monatlichen Durchschnittskonsum des laufenden Jahres hinausgeht, eine freiwillige Abgabe von je 5 Pfg. zu entrichten zum Besten der Notleidenden Hamburg's und Altona's.

Zwecks (!) Ausführung dieses untersteht (!) der gesamte Oktoberkonsum der Kontrolle und Revision eines königlichen Notars, welcher die erzielten Resultate feststellt. Der betreffende Betrag wird in den ersten Tagen des November dem Hilfsomitee vorgenannter Städte ausgehändigt und die uns ausgestellte Quittung über Empfang ohne Verzug in dieser Zeitung veröffentlicht.

Durch dieses Arrangement ist also jedem Konsumenten der (!) Doering's Seife mit der Eule, wie überhaupt jedermann, selbst dem Minderbemittelten, der größere Beträge zu spenden nicht in der Lage (ist!), kleinere Gaben aber nicht anzubieten wagt, Gelegenheit geboten, wohlthätig zu sein und indirekt ein Scherflein zur Abhilfe der Not der Heimgesuchten beizusteuern, ohne besondere Opfer sich aufzuerlegen.

Es wäre also, da der Preis der (!) Doering's Seife mit der Eule — 40 Pfg. (!) pro Stück — unverändert bleibt, nur darauf zu achten, daß der Käufer seine Einkäufe so frühzeitig wie möglich, unbedingt aber im Laufe des Monats Oktober besorge und seine Freunde und Bekannten ansporne (!), das Gleiche zu thun. Durch die große Mehrtheit kann selbst bei geringerer Gabe immerhin ein glänzendes Resultat erzielt werden.

Wir fordern daher Jung und Alt zur Mithilfe auf, und bitten auch auf diese Weise den (wessen?) bewährten Sinn der Wohlthätigkeit zu pflegen und durch vermehrte und rechtzeitige Einkäufe unsrer (!) Doering's Seife mit der Eule uns in den Stand zu setzen, recht ansehnliche Beträge Hamburg's und Altona's Notleidenden zuweisen zu können.

Doering & Cie., Frankfurt a. M."

Welcher Grad von Dreistigkeit gehört dazu, dem deutschen Volke so etwas zu bieten! Unfre Zeitungen haben uns ja leider an kräftige Kost gewöhnt. Während sich aber eine gewisse Klasse von Anzeigen in dem Gefühl ihrer Gemeinheit wenigstens in die äußersten Winkel der Blätter zurückzieht, tritt uns hier die Geschäftsreklame um jeden Preis so unverhüllt und roh entgegen, wie wir es bisher nur aus amerikanischen Zeitungen kennen gelernt haben. Die gewinnjüchtige und ausbeuterische Absicht des Machwerks liegt trotz des frommen Mäntelchens der Wohlthätigkeit unverhüllt zu Tage. Die in Aussicht gestellte Veröffentlichung der Quittung soll natürlich dem Geschäftsinhaber nur eine willkommene Gelegenheit bieten, diese Art von Reklame dem Publikum in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage aufzutischen.

Selbst dem Unbemittelten, der größere Beiträge zu spenden nicht in der Lage sei, werde hier Gelegenheit geboten, wohlthätig zu sein, heißt es in dem Aufruf. Welch täppische Begründung! Als ob jemand, der nicht in stande ist, fünf Pfennige zu wohlthätigem Zwecke zu zahlen, daran denken könnte, eine Seife zu so unerhörtem Preise zu kaufen! Denn Herr Doering verrate uns doch einmal, wie hoch sich die Herstellungskosten seiner Seife belaufen, und wie viel hundert Prozent an dieser Ware verdient werden. Oder suchen diese wohlthätigen Fabrikanten die Abnehmer ihrer segenspendenden Ware unter der ärmsten Volksklasse? Wie hoch mögen wohl „Doering & Cie.“ ihren aus dieser saubern Spekulation zu erwartenden Reingewinn berechnen? Sie haben geglaubt, zwei Faktoren gänzlich außer Acht lassen zu dürfen: den gesunden Menschenverstand und das deutsche Gewissen. Hoffen wir, daß ihre Rechnung daran scheitert!

Nachschrift der Redaktion. Die Herren „Doering & Cie.“ sind übrigens auch Deutschverderber der abscheulichsten Art. Sie haben eine der größten Sprach-

dummheiten in die Welt gesetzt, die in unsrer kaufmännischen Geschäftssprache bis jetzt dagewesen ist, nämlich die Dummheit, einen Genetiv zwischen (!) Artikel und Hauptwort oder zwischen Eigenschaftswort und Hauptwort zu setzen: die Doering's Seife — ihrer bekannten Doering's Seife — unsre Doering's Seife — den Apostroph hinter Doering ja nicht zu vergessen! Wo mögen die Herren wohl ihren Schulunterricht genossen haben? Haben sie vielleicht dort auch gelernt zu sagen: die Schillers Werke — das schönste Schillers Gedicht — unser Schillers Denkmal? Merkwürdigerweise hat diese Dummheit noch niemand nachgemacht, während doch sonst die Leute auf jede neue Sprachdummheit tausendweise hineinfallen. Diese scheint doch auch den Ungebildetsten zu stark zu sein.

Eingeliefert. Ein unerfreuliches Zeichen von Gedankenlosigkeit oder Brutalität oder beidem ist bei den Nachrichten über die Verbreitung der Cholera zu Tage getreten. Im Drahtberichtstil wurde gemeldet, daß so und so viel Cholera „verdächtige“ in das Krankenhaus zu Moabit oder in irgend eine neuerbaute Cholera-Baracke „eingeliefert“ worden seien. Daß es bisher nur üblich gewesen ist, bei Verbrechen von „verdächtig“ und bei Strafgefangnen von „Einkieferungen“ zu sprechen, daß man den Armen, die der Seuche zum Opfer fallen oder von ihr bedroht werden, eine ganz unnötige Brandmarkung und ihren Angehörigen einen Schmerz zufügt, fällt den verehrlichen Tagesblättern nicht ein. Auch daß ein einfaches Wort, wie „gebracht“ in diesem Falle das gehässige „eingeliefert“ vollkommen überflüssig macht und ebenso wie „eingeliefert“ auf dem Telegraphenamte nur fünf Pfennige kostet, liegt der Erwägung der Herren Redakteure und Reporter (wollte sagen Schriftleiter und Berichterstatter) fern. Freilich, wer die allgemeine Gemütslichkeit und den ruhigen Biergenuß stört, wie ein Cholera-„verdächtiger,“ der ist in den Augen derer, die zur Zeit noch gesund sind, nichts andres als ein Verbrecher!

Si tacuisses. Unser Lehrer im Deutschen war ein kleines, buckliges Männchen, vor dessen Spott sich alle Primaner fürchteten. Seine Stunden waren sehr interessant, wir freuten uns immer schon Tags zuvor darauf. Am liebsten aber war uns die Stunde, in der der deutsche Aufsatz zurückgegeben und besprochen wurde. Der alte W. hatte aus allen Aufsätzen eine Blütenlese zusammengestellt, die er in der zweiten Hälfte der Stunde, nachdem das Thema von allen Seiten beleuchtet worden war, zum Gaudium der Klasse zum besten gab. Es wurde kein Verfasser genannt, aber wehe dem, der dem Drange nicht widerstehen konnte, seine Fassung irgend wie zu rechtfertigen. Es beeinträchtigte die Autorität unsers W. durchaus nicht, wenn der Chorus der Klasse dem armen Sünder nach seiner Abfertigung den Satz zurief: O si tacuisses, philosophus mansisses.

In Heft 39 der Grenzboten wurde eine kleine Sprachdummheit gerügt; es hieß in dem Roman einer Berliner Zeitung von einem Diener: „Er macht einen brauchbaren Eindruck.“ „Das ist er auch.“ Der Name der Zeitung wurde nicht genannt. \*) Als bald hat sich der Herausgeber der — Täglichen Rundschau gemeldet und sogar versucht, die angefochtne Stelle zu rechtfertigen. Er meint wohl den Verfasser der Sprachdummheiten mit seinen eignen Waffen zu schlagen. Denn Wustmann sagt: Schreibe, wie du sprichst. Darnach habe sich der Verfasser des Romans gerichtet; er habe sich „nur etwas zu lebhaft von der Vorstellung

\*) Auch die Redaktion der Grenzboten wußte ihn nicht. Die kleine Notiz in Heft 39 war nicht von Herrn Dr. W., sondern ebenso wie die vorliegende Erwiderung von einem regelmäßigen Mitarbeiter der Grenzboten eingekandt worden.

der mündlichen Ausdrucksweise leiten lassen.“ Ja aber drückt sich denn irgend ein Mensch mündlich so aus? Und wenn er's in der Übereilung einmal thäte, würde er sich nicht sofort selbst corrigiren? — Übrigens heißt der Satz: Schreibe, wie du richtig sprichst, und außerdem bezieht er sich doch nicht auf logische Fehler — die hat man selbstverständlich zu vermeiden —, sondern auf geschraubte Wörter und Wendungen, wie sie der papierne Stil erzeugt, die mündliche Sprache aber verabscheut. Wären die Ausführungen des Herausgebers der Täglichen Rundschau — er will sie gegen eine ganze Akademie von Wustmännern verteidigen — richtig, so wäre es ein leichtes, jede beliebige Kathederblüte zu rechtfertigen. Man weiß ja, was der Redner „sagen will,“ der „Kern der Sache“ ist verständlich, und damit ist bewiesen, daß auch die Fliegenden Blätter und der Briefkasten des Kladderadatsch hundert- und tausendmal „Sprachpedanterie“ geübt haben. Si ta-  
cuisses — — —

Rabbinerethik. Der Same, den Dr. Caro in seinem in Heft 36 und 37 der Grenzboten abgedruckten Aufsatz „Die Judenfrage eine ethische Frage“ auszustreuen versuchte, fällt auf verschieden Boden. Ganz steinicht ist er offenbar bei dem Reichsratsabgeordneten Dr. Bloch, dem frühern Rabbiner von Floridsdorf. Dieser Rabbi giebt seine „Oesterreichische Wochenschrift,“ ein „Zentralorgan für die gesamten Interessen des Judentums“ (Nr. 39), dazu her, durch Verbreitung gemeiner Verleumdungen den Charakter Dr. Caros zu verdächtigen und seinen Freimut zu schanden zu machen, und der „Gemeindebote“ der Berliner „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ (Nr. 40, Verlag von Rudolf Mosse) dient den Interessen des Judentums damit, daß er die duftende Rabbinerblüte sekundirend abdruckt. Was zeigt das? Doch nur, daß das Judentum zum Teil noch nicht reif ist, Ethik und Gemeinheit auseinanderzuhalten; daher schreibt sich ja eben der Antisemitismus.



Berichtigung. In dem Aufsatz über Hölberlin in diesem Hefte sind infolge verspäteten Eintreffens der Korrektur ein paar Druckfehler stehen geblieben; wir bitten zu lesen S. 114 Dichterbiographien (statt Dichterbiographen), S. 117 aus Platos Schriften (statt auf) und 1791 (statt 1797), S. 118 vier Jährchen (statt ein).

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig